

POETIKDOZENTUR
LITERATUR UND RELIGION

POETIKDOZENTUR
LITERATUR UND RELIGION

Band 2

»Der große Niemand«

Religiöse Motive im literarischen Werk
von Thomas Hürlimann

Herausgegeben von
Jan-Heiner Tück

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: Chaim Soutine: Landschaft in Ceret,
1919, Öl auf Leinwand, Privatsammlung
Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38183-6
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83183-6

INHALT

Einleitung	7
------------------	---

Jan-Heiner Tück

»Das Missale zwischen den Zähnen«. Thomas Hürli- manns Erzählung <i>Die Tessinerin</i> – wieder gelesen	15
--	----

Christoph Gellner

Leerlaufende Rituale. Thomas Hürlimanns <i>Gartenhaus</i> -Novelle im Kontext	35
--	----

Helmuth Kiesel

»Der große Niemand«. Theodizee-Motive in Hürli- manns <i>Der große Kater</i>	58
---	----

Elke Pahud de Mortanges

Der Sommer des Pantoffelministranten. Das Geschlecht und das Geschlechtliche in Thomas Hürlimanns Novelle <i>Fräulein Stark</i>	69
---	----

Sebastian Kleinschmidt

Im Anfang war das Wort. Sprachtheologische Possen in Thomas Hürlimanns Novelle <i>Fräulein Stark</i>	96
---	----

Alfred Bodenheimer

»Die normale Raserei«. Judentum und Christentum als Zeitkonzeptionen bei Thomas Hürlimann	111
--	-----

Jakob Helmut Deibl

Name – Zeit – Fest. Wiederholung und Verschiebung
in Thomas Hürlimanns Roman *Vierzig Rosen* 130

Jan-Heiner Tück

Trauma Limbus. Theologische Anmerkungen zu einem
literarischen Motiv bei Thomas Hürlimann 158

Irmgard M. Wirtz

Thomas Hürlimanns *Welttheater* nach Calderón de la
Barca 194

Hans-Rüdiger Schwab

»Isch das en durenand!« Versuch, Thomas Hürlimanns
Sommernachtskomödie *Das Luftschiff* zu deuten 209

Jan Jubani Steinmann

Kreis und Kreuz. Eine Reflexion in Schlaufen auf
Thomas Hürlimanns Essay *Nietzsches Regenschirm* 242

Thomas Hürlimann

Wer könnte das Eine nicht lieben? 14 Stationen 274

Die Autorinnen und Autoren 287

EINLEITUNG

Thomas Hürlimann gehört zu den profiliertesten Stimmen der deutschen Gegenwartsliteratur. Er hat sich von Anfang an Zeit gelassen, Fragen der Form in Ruhe zu klären und eine eigene Erzählsprache auszubilden, die von so unterschiedlichen Schriftstellern wie Martin Walser und Botho Strauß als mustergültig gerühmt wurde. Den Erwartungen des Literaturbetriebs, in regelmäßigen Rhythmen Bücher vorzulegen, um in der Lese-Öffentlichkeit präsent zu bleiben, hat er sich widersetzt. Nicht zu seinem Schaden. Hürlimann ist präsent, seine Bücher werden gelesen.

Für sein Schreiben aber sind unterschiedliche Einflüsse wichtig geworden. Zum einen die katholische Prägung durch die Jahre als Stiftszögling in der Klosterschule Einsiedeln – eine Welt mit eigenen Regeln und klaren Grenzen, gegen die der junge Hürlimann als Mitglied im »Club der Atheisten« früh mit Nietzsche aufbegehrt hat. Allerdings hat er als Klosterschüler entscheidende Jahre im Resonanzraum der benediktinischen Tradition gelebt, er hat täglich die Schwarze Madonna begrüßt und die Farben- und Formensprache der lateinischen Liturgie kennengelernt, er ist mit Autoren wie Platon, Augustinus und Thomas von Aquin vertraut gemacht worden, hat den Rhythmus der Zeit durch den Glockenschlag der Stiftskirche und das Stundengebet der Mönche in sich aufgenommen. Durch die Ordnung der kleinen Welt und ihre Regeln hat er später die Ordnung der großen Welt und ihre Regeln sehen gelernt – und zugleich das Sensorium für die feinen Risse schärfen können, die Hohl- und Zwischenräume in sozialen Hierarchien, aber auch die Ausnahmen von

der Regel, die man kennen muss, um überleben zu können. Diese Herkunftswelt lässt sich nicht abschütteln, auch dann nicht, wenn man ihr den Rücken kehrt, wie Hürlimann dies getan hat. Ihre Spuren haben sich seinen Erzählungen, Romanen, aber auch Dramen und Essays eingegraben.

Zum anderen spielt aber auch der Mikrokosmos der eigenen Familie eine wichtige Rolle. Die Krebserkrankung und der frühe Tod des Bruders sind vielleicht am wichtigsten. Wer erfahren hat, dass er beschimpft und aus einem Lokal herausgeworfen wird, weil er mit einem Menschen unterwegs ist, dessen Körper ausgemergelt ist und dem wegen Chemotherapie die Haare ausgefallen sind, vergisst das nicht wieder. Die Stunden am Sterbebett des Bruders haben eine radikale Blickveränderung hervorgerufen und ein Ausdrucksverlangen freigesetzt, das über das spielerische Experimentieren mit Sprache und Formen hinausging. »Das Sterben meines Bruders hat mich zum Schriftsteller gemacht.«¹ Wie aber für den Riss, der durch den Verlust eines anderen entstanden ist, eine eigene Sprache finden – eine Sprache, die genau ist und nicht verharmlost oder zudeckt? Vielleicht lässt sich sagen, dass seit dieser einschneidenden Erfahrung der Tod selbst dem Schriftsteller Hürlimann beim Schreiben über die Schulter schaut, so dass Sprache, Komposition und Linienführung seiner Erzählungen und Stücke diesem heimlichen Kriterium entsprechen müssen. Weiter gibt es die Prägung durch den Vater, der meinungsstark für konservative Positionen eintritt und virtuos, aber wohl auch anpassungsschlau, Erwartungen bedient, um seine politische Karriere voranzutreiben. Eine Figur, an der sich jugendliche Rebellion reiben kann. Aber auch die Mutter, die darauf ver-

¹ Vgl. dazu Hans Rüdiger SCHWAB, *Gespräch mit Thomas Hürlimann*, in: DERS. (Hg.), »... darüber ein himmelweiter Abgrund«. *Zum Werk von Thomas Hürlimann*, Frankfurt/M. 2010, 15–48, hier 39.

zichtet, ihren musischen Begabungen Raum zu geben, die ihrem Mann den Rücken freihält, Kinder zur Welt bringt und sich um die Familie kümmert, hat im literarischen Werk Spuren hinterlassen. Hinter dem Kokon der eleganten Umgangsformen – *on a du style* – gähnen Abgründe der Angst. Ein Leben lang leidet sie darunter, tote Zwillinge zur Welt gebracht zu haben, von denen der Katechismus sagt, dass sie, weil ungetauft, nicht in den Himmel kommen können. Nie! – Nicht zu vergessen schließlich der Onkel, der als katholischer Priester und belesener Theologe der renommierten Stiftsbibliothek von St. Gallen vorsteht. Die Familiengeschichte weist über die mütterliche Linie jüdische Wurzeln auf, die genealogisch nach Galizien zurückreichen und mit den schwarzen Schatten der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts verwoben sind.

Schließlich ist über die Familie hinaus als dritte Hintergrunderfahrung immer wieder die Schweiz präsent, das Land, in dem der Vater die Stufen der politischen Karriereleiter bis zum Bundesrat und Präsidenten durchlaufen hat. Die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der Schweiz ab den späten 1950er Jahren, den technischen und ökonomischen Fortschritt, aber auch die leisen, kaum merklichen Traditionsabbrüche, nicht zu vergessen die Verlogenheiten im Umgang mit der eigenen Vergangenheit, das alles und vieles mehr hat Thomas Hürlimann mit wacher Witterung wahrgenommen und in pointierten Essays ins Wort gebracht. Aus dem Abstand Westberlins hat er seine Heimat immer wieder aufs Korn genommen – Kritik als Modus der Verbundenheit.

Doch halten wir inne und stellen klar: Literatur ist anderes und mehr als die Summe biographischer Prägungen – und es wäre verfehlt, sie darauf einengen oder gar festlegen zu wollen. Das Entscheidende ist die Transformation dieser Erfahrungen in Sprache und Form. Die Literaturwerdung des Lebens, die sich in Büchern wie *Das Gartenhaus*, *Der große Kater*, *Fräulein*

Stark und *Vierzig Rosen* niederschlägt, ist nicht ohne Verwandlung und poetische Kreativität zu haben. Dazu gehören Geduld und Beharrungsvermögen, aber wohl auch ein ausgeprägter Gestaltungswille.

Der vorliegende Band dokumentiert ein interdisziplinäres Symposium, das zum Abschluss der Poetikdozentur von Thomas Hürlimann Anfang Juni 2017 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien stattgefunden hat. Stimmen aus der Literaturwissenschaft, Philosophie und Theologie waren zusammengekommen, um den religiösen Motiven im Werk des Schweizer Schriftstellers nachzugehen. Der Titel »Der große Niemand« spielt auf die durchgehende Präsenz der Themen ›Tod‹ und ›Theodizee‹ in Hürlimanns erzählerischem, aber auch dramatischem Werk an. Woher kommt das Böse, wenn Gott doch gut ist? Dieses alte Thema wird im Erzählkosmos des Schweizer Schriftstellers in unterschiedlichen Variationen neu durchgespielt, ohne dass man das vielschichtige Werk auf diese Fragestellung reduzieren könnte.

Den Auftakt macht eine Relecture der frühen Erzählung *Die Tessinerin* (1981), die den Krankheits- und Sterbeprozess einer Frau beschreibt, die in dem Bergdorf, in das sie eingehiratet hat, zeitlebens fremd geblieben ist – eine Erzählung, in die zugleich biographische Einschübe über das Sterben des eigenen Bruders eingeflochten sind. Im Anschluss daran liest *Christoph Gellner* die Novelle *Das Gartenhaus* (1989), die – traurig und heiter zugleich – ein älter werdendes Paar beschreibt, das sich in »diamantener Hassliebe« verbunden ist und mit dem Tod des gemeinsamen Sohnes zurande kommen muss. Beim täglichen Gang auf den Friedhof bildet es ganz eigene Riten aus. Lucienne hegt und pflegt den Grabstein, während ihr Mann, ein alter Oberst, sein müdes Herz überraschend an eine Katze verliert, die er heimlich füttert und versorgt. Der Heidelberger Germanist *Helmuth Kiesel* widmet sich sodann dem Roman *Der*

große Kater (1998), der im Jahr 2010 mit Bruno Ganz in der Hauptrolle auch verfilmt worden ist. Der Roman kann als Polit-Thriller gelesen werden, der vom Sturz des Schweizer Bundespräsidenten durch eine geschickt eingefädelte Intrige handelt. Er erschöpft sich aber nicht darin. Vielmehr werden Theodizee-Motive auf mehreren Zeitebenen aufeinander bezogen, ja durch den Vorwurf der Gattin des Präsidenten, dieser würde seinen Sohn auf dem Altar der Öffentlichkeit opfern, ist zugleich eine deutliche Anspielung auf die biblische Erzählung von der Bindung Isaaks gegeben (vgl. Genesis 22). Drei Deutungen der in der Literaturkritik kontrovers diskutierten Novelle *Fräulein Stark* (2001) schließen sich an. Ein junger Pantoffelministrant macht während der Sommerferien in der Bücherarche des Stiftsbibliothek St. Gallen ganz eigene Erfahrungen, während er den Besucherinnen die Filzpantoffeln reicht und mit einem Spiegelchen heimlich unter die Röcke lugt. *Elke Pahud de Mortanges* geht der Doppelcodierung des Geschlechtsmotivs nach und zeigt, wie in dieser Novelle das erotische Erwachen des Jünglings mit dem aufkeimenden Interesse für die eigene Genealogie zusammengeht, die zur Entdeckung der verheimlichten jüdischen Wurzeln führt. *Sebastian Kleinschmidt* hingegen wendet sich sprachtheologischen Posen zu, die durch den hochgebildeten Monsignore und Stiftsbibliothekar bei Bibliotheksführungen oder in Gesprächen gerne eingestreut werden – lateinische Wendungen, die es in sich haben. So verweist das Wort *Nomina ante res* zurück auf den mittelalterlichen Universalienstreit und macht in antinominalistischer Manier den Primat des Wortes vor den Dingen geltend. *Alfred Bodenheimer* greift die heikle Debatte um den Antisemitismus in Hürlimanns Novelle auf und macht darauf aufmerksam, dass die literarische Darstellung von antisemitischen Stereotypen, die ihren jeweiligen Zeitindex tragen, nicht auf den Autor selbst zu projizieren ist. Neben dem Motiv des

»Katzenhaften«, dem geschärften Geruchssinn, der Nase, die in der Novelle eine prominente Rolle spielt, geht Bodenheimer auch auf den Roman *Vierzig Rosen* (2006) ein, in dem die jüdische Herkunftsgeschichte in Form von Rückblenden weiter entfaltet wird. Wie die Motive »Name, Zeit und Fest« in diesem Roman literarisch durchgespielt werden, zeigt ergänzend dazu *Jakob Deibl*, der überdies einen Überblick über die entscheidenden Handlungsstränge des Romans gibt. Die Hauptfigur des Romans, Marie Meier, geborene Katz, hat Zwillinge tot zur Welt gebracht, denen der Himmel dauerhaft versperrt sein soll, weil sie nicht mehr getauft werden konnten. Diese Auskunft gibt ihr jedenfalls der katechismusfeste Bruder, der, ohne Blick für die Wunden des Lebens, die Lehre vom Limbus ohne Abstriche verteidigt. *Jan-Heiner Tück* nimmt die literarische Präsenz des Limbus-Motivs im erzählerischen Werk von Thomas Hürlimann zum Anlass, die Genese dieser inzwischen aufgegebenen Lehre, die die mittelalterliche Topographie des Jenseits erweitert hat, noch einmal nachzuzeichnen und in ihrer ganzen Ambivalenz zu sichten. *Irmgard Wirtz* wirft einen Blick auf Thomas Hürlimanns Bearbeitung des Welttheaters von Calderón de la Barca und zeigt, wie die Abweichungen von der Vorlage des spanischen Barockdramatikers zu gezielten Aktualisierungen geführt haben. Auch *Hans-Rüdiger Schwab*, ein intimer Kenner des Werkes von Thomas Hürlimann, dessen Name übrigens Eingang in der Novelle *Fräulein Stark* gefunden hat, geht näher auf den Dramatiker Hürlimann ein und deutet das vorletzte Stück *Das Luftschiff* (2016), dabei flicht er einen hochinteressanten Exkurs über Thomas von Aquin ein und zeigt, welche Spuren der *Doctor angelicus* in Hürlimanns Werk hinterlassen hat. Schließlich nimmt *Jan Jubani Steinmann* Hürlimanns Essays *Nietzsches Regenschirm* (2015) zum Anlass, einen eigenen Versuch unter dem Titel *Kreis und Kreuz* zu wagen.

Das letzte Wort gehört Thomas Hürlimann selbst. Die Stunde der Literatur schlage da, wo etwas verschwinde und dem öffentlichen Bewusstsein unmerklich entgleite. Mit dieser zeitdiagnostischen Bemerkung hat Hürlimann seine Vorlesungen begonnen, die er unter dem Titel *Der Feuerschlag des Himmels. Das Kreuz in der modernen Literatur* im Mai 2017 im Rahmen der Wiener Poetikdozentur gehalten hat. Dem leisen Verschwinden dieses Symbols widerstehe Literatur, wenn sie an die sperrige und anstößige Dimension des Kreuzes erinnere.² Es ist ein symptomatischer, Hürlimanns Diagnose nachträglich bestätigender Vorgang, dass das Kruzifix, in dessen Gegenwart der Schweizer Schriftsteller seine Überlegungen entwickelt hat, inzwischen aus den Hörsälen der Universität Wien entfernt wurde. Der Vorgang stimmt umso nachdenklicher, als damit eine mutmaßlich seit 1384 bestehende Tradition abgebrochen wurde.³ Wie dem auch sei, Thomas Hürlimann selbst hat, um sich auf eine wichtige Untersuchung im Zürcher Universitätsklinikum vorzubereiten, wiederholt einen Kreuzweg abgesprochen. Er wollte die einzelnen Stationen der *via crucis* im Gedächtnis durchgehen können, um während der halben Stunde in der Röhre nicht in Panik zu geraten. »So ein Kunstwerk kann man sich ohne weiteres merken. Jeder *passus* der *passio* ergibt sich aus dem anderen. Man durchschreitet ein gestuftes Gefüge und merkt im Durch-

² Vgl. dazu das Interview Thomas HÜRLIMANN – Jan-Heiner Tück, *Die Anwesenheit des Abwesenden. Wenn die Stunde der Literatur schlägt – über die Anstößigkeit des Kreuzes*, in: N.Z.Z. vom 11. Mai 2016 (Nr. 108) S. 23.

³ Vgl. dazu Jan-Heiner Tück, *Gegen die weiße Wand. Ein leicht laizistisches Gefälle: In Wien sollen die Theologen künftig in Hörsälen ohne Kreuz lehren. Ist das richtig?*, in: F.A.Z. vom 15. Februar 2018 (Nr. 39), S. 9, sowie die Replik von Georg ESSEN, *Ungleiche Zumutungen beim Blick auf die weiße Wand. Der Abbau von Privilegien für das Christentum darf nicht die Religionslosen privilegieren*, in: F.A.Z. vom 19. Februar 2018 (Nr. 42), S. 13.

schreiten, wie gültig, wie schön, wie logisch diese Stufen gebaut sind.« Seine Fortschreibung des Kreuzwegs hat er anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Theologische Fakultät der Universität Basel als Vortrag gehalten. Sie wurde in der Neuen Zürcher Zeitung unter dem Titel »Wer könnte das Eine nicht lieben?« erstmals veröffentlicht – und wird in diesem Buch erneut dokumentiert.

Am Ende gilt es vielfältig Dank zu sagen: Zunächst und vor allem Thomas Hürlimann selbst, der die Arbeit an einem Romanprojekt unterbrochen und bereitwillig die Einladung zur Wiener Poetikdozentur im Sommersemester 2017 angenommen hat. Unvergessen auch die lebendigen Gespräche in dem begleitenden Seminar über literarische Darstellungen des Kreuzes bei Bulgakov, Kértész, Kierkegaard, Nietzsche, Joseph Roth und anderen. Darüber hinaus gilt Dank allen Referentinnen und Referenten, die durch ihre unterschiedlichen Perspektiven auf das literarische Werk Hürlimanns zum Gelingen des Symposiums und damit auch dieses Bandes beigetragen haben. Prof. Dr. Jörg Abbing von der Musikhochschule Saarbrücken hat zum Abschluss der Tagung den Kreuzweg des französischen Komponisten Marcel Dupré (1886–1971) in der Wiener Augustinerkirche eindrücklich zu Gehör gebracht. Annika Schmitz hat dazu die Texte von Paul Claudel rezitiert. Das Symposium hätte ohne die bewährte organisatorische Hilfe von Michaela Feiertag und die kundige Assistenz von Dipl. Theol. Tobias Mayer nicht so reibungslos ablaufen können. Die sorgfältige Vorbereitung der Manuskripte für die Drucklegung hat Evelyn Gollenz übernommen, die Zusammenarbeit mit Dr. Stephan Weber vom Verlag Herder, der das Buch ins Programm gelotst hat, war – wie immer – angenehm. Vielen Dank!

Wien, am Karfreitag 2018

Jan-Heiner Tück

Jan-Heiner Tück

»DAS MISSALE ZWISCHEN DEN ZÄHNEN«

Thomas Hürlimanns Erzählung *Die Tessinerin* –
wieder gelesen

Es gibt Erlebnisse, die die Sprache verschlagen – und doch nach Ausdruck verlangen. Man weiß nicht, wie man sprechen soll – und muss doch sprechen, weil man nicht schweigen kann. Ein Mensch, mit dem man lange Jahre zusammen gewesen ist, den man geschätzt und geliebt hat, wird einem weggerissen. Man ist Zeuge, wie seine Kräfte schwinden, will helfen und etwas tun, aber alle Hilfe und alles Tun bleibt letztlich vergeblich. Am Ende klappt eine Lücke, die nie wieder gefüllt werden kann. Der Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann hat seine erste Erzählung *Die Tessinerin* – 1981 im Ammann Verlag erschienen und seither in zwölf Sprachen übersetzt – dem Sterben eines Menschen gewidmet.¹ Er tut, was nach einer pointierten Wendung Sibylle Lewitscharoffs jeder Roman und in kürzerer Form jede Erzählung tut: »Mit einem Haifischbiss reißen sie ein Stück aus der Zeit, schnappen sich ein Stück der zuhandenen Schöpfung und bearbeiten es nach Gutdünken.«² Hürlimann wählt sich den letzten

¹ Vgl. Thomas HÜRLIMANN, *Die Tessinerin. Geschichten*, Zürich 1981, 89–127 (Seitenzahlen im Folgenden in Klammern). Vgl. dazu auch Erich GARHAMMER, »Erzählen: das Band zwischen Himmel und Erde«. Zur Poetologie Thomas Hürlimanns, in: DERS., *Zweifel im Dienst der Hoffnung. Poesie und Theologie*, Würzburg 2011, 249–258.

² Sibylle LEWITSCHAROFF, *Vom Wahren, Guten und Schönen. Frankfurter und Zürcher Poetikvorlesungen*, Berlin 2012, 25f.

Abschnitt aus dem Leben einer Frau und erzählt, wie sie langsam vor den Augen ihres Mannes stirbt. Eine alltägliche Geschichte, könnte man meinen, aber in dieser alltäglichen Geschichte wird der Untergang einer ganzen Welt beschrieben – eine Ungeheuerlichkeit. Denn der Tod eines jeden Menschen bedeutet den Untergang einer Welt und ist damit eine Ungeheuerlichkeit, auch wenn die Statistiker nüchtern Geburts- und Sterbedaten miteinander vergleichen und die demographische Entwicklung eines Landes kommentieren, als hinge davon das Heil einer Gesellschaft ab. Mit den Mitteln der Sprache, einer genauen, keineswegs klinisch kalten, sondern mitfühlenden Sprache wird diese Ungeheuerlichkeit erzählt – und gerade dadurch gräbt sie sich ein in das Gedächtnis ihrer Leser. Wie Tolstois Erzählung *Der Tod des Iwan Iljitschn*³ so bietet auch Hürlimanns *Tessinerin* eine unvergessliche Variation auf das Thema Tod.

Erstickte Schreie

Der Schauplatz der Erzählung ist ein Schweizer Bergdorf in der Nähe von Einsiedeln. Die Welt ist überschaubar, es gibt eine Schule, eine Kirche, eine Gemeinschaft von Menschen, die in der Schule die Techniken des Lesens und Schreibens und in der Kirche das Singen und Beten lernen. Es gibt Worte und Riten, an die man sich klammern kann, wenn man selbst nicht mehr weiter weiß. Es sind Worte und Riten, auf die Menschen Jahrhunderte lang zurückgekommen sind, um Freude und Trauer zum Ausdruck zu bringen, um den Sinn

³ Vgl. Jan-Heiner Tück, *Durchbruch zur Wahrheit an der Schwelle des Todes*. Zu Leo N. Tolstois *Der Tod des Iwan Iljitsch*, in: IkaZ Communio 33 (2004) 590–599.

von Geburt, Liebe und Tod zeichenhaft auszudeuten – aber diese Worte und Riten verlieren in der Gegenwart leise, aber doch mehr und mehr spürbar ihre lebensweltliche Triftigkeit.

Thomas Hürlimann wählt eine Fremde, aus deren Perspektive er die dörfliche Welt beschreibt.⁴ Die Tessinerin, die seiner Erzählung den Titel gibt, ist in ihrem Leben nie wirklich in dem Bergdorf angekommen. Nun ist sie schwer krank – und der Lehrer, ihr Mann, muss damit zurande kommen, dass sie stirbt. Sie selbst registriert den physischen Verfall: »Jetzt, sie wusste es, würde der Schmerz wiederkommen. Am Brustkasten waren die Rippen sichtbar geworden, ihre Hüftknochen stachen hervor, und ihre Brüste, die einmal schön gewesen waren, hingen als verschrumpelte Fladen ins nasse Hemd« (89). Eine Untersuchung im Bezirksspital ergibt, dass es für eine Operation zu spät ist. Das Einzige, was die Medizin noch tun kann, ist, die täglich weiter anschwellenden Schmerzen niederzuringen. Erst durch Tropfen, die in einem fingerhutgroßen Plastikbecher verabreicht werden und deren Dosierung immer weiter erhöht werden muss, dann durch Zäpfchen, die die Frau ohne Wissen des Lehrers vom Arzt zugesteckt bekommt, schließlich durch Spritzen, die in immer kürzeren Intervallen verabreicht werden. Das Sterben steht unter dem Vorzeichen des *accelerando*. Die Schreie, die die

⁴ Klara OBERMÜLLER hat mit wachem Blick auf eine gewisse Parallele zwischen der Situation des Schweizer Schriftstellers in Westberlin in den späten 1970er und frühen 80er Jahren einerseits und der Tessinerin in dem Bergdorf andererseits hingewiesen: »Der Fremde, der sich einer geschlossenen Situation gegenübergestellt sieht – das ist heute auch [sc. 1980] Thomas Hürlimanns eigene Situation. Er ist der Fremde in Berlin und fremd auch unter den Eigenen, wie jene *Tessinerin* in Eutel, in die so viel gelebte Erfahrung des Autors eingegangen ist.« DIES., *Epitaph für einen Bruder. Thomas Hürlimann – ein neuer Name in der Schweizer Literatur*, in: Hans-Rüdiger SCHWAB (Hg.), »... darüber ein himmelweiter Abgrund«. *Zum Werk von Thomas Hürlimann*, Frankfurt/M. 2010, 51–56, hier 55f.

Frau am Ende nicht mehr zurückhalten kann, zeigen, dass die Medikamente die innere Zersetzung des Körpers nicht aufhalten können: »Wenn der Lehrer in der Schule war, schrie sie manchmal auf, sie stopfte das Laken in den Mund, oder sie packte, um den Schrei zu ersticken, ihr Missale zwischen die Zähne. Trotzdem wurde ihr Schreien gehört« (91).

Der Lehrer ist zugleich Organist. Einmal in der Woche, mittwochs, gibt es in der Dorfkirche einen Schulgottesdienst, der von einem alten Priester – Pater Maria Cyprian – gehalten wird. Der Lehrer verlässt das Haus, um seinen Orgeldienst zu versehen. Die Frau liegt währenddessen im Bett und macht sich Vorwürfe, dass sie ihren Aufgaben nicht mehr nachkommen kann. »Man müsste, dachte sie, das Licht anzünden und dem Lehrer zeigen, dass man aus dem Bett heraus sei und den Milchkaffee bald fertig habe«. Da schießt ihr das Geheimnis durch den Kopf, das in all den Jahren nicht gelüftet worden war. Jeden Morgen hatte sie ihrem Mann, dem Lehrer, aus dem Fenster nachgeschaut, wenn dieser zur Schule ging, und kein einziges Mal hatte sich dieser umgeschaut und den Blick seiner Frau erwidert. Eine Geschichte des nicht erwiderten Nachblickens. Auch heute, wo er zur benachbarten Kirche geht, um die Orgel zu spielen, scheint es wie immer zu sein. Doch im letzten Augenblick, als er bereits die Sakristei betritt, schaut er noch einmal sorgenvoll über die Schulter zurück und sieht das dunkle Lehrerhaus, ohne das Gesicht seiner Frau zu erkennen (95).

Nachklang schöner Kindertage

Die Frau findet das Orgelspiel schön. Sie stammt aus der italienischsprachigen Schweiz, sie hatte, bevor sie ins Dorf kam, in einem »Grandhotel« am Lago gearbeitet und ein wenig von

der großen weiten Welt gesehen. Nicht die Sonne, sondern das »interpopuläre Leben« vermisste sie, hatte sie einmal auf die Frage geantwortet, wie es ihr in dem verschlafenen Bergdorf gefalle. Aber aus Liebe zu ihrem Mann fügt sie sich in die Rolle einer Frau des Dorfschullehrers: »Am Sonntag besuchte sie die Messe, und nur selten gelang es ihr, zu beten und die Lieder zu singen, die der Lehrer mit seiner Orgel begleitete. Am Sonntag dachte sie an das Tessin« (93). Heimweh, ein nostalgischer Nachklang an schöne und ungetrübte Kindheitstage überkommt sie gerade sonntags, am Tag des Herrn. Sie ist da und doch nicht da. Ganz dazu gehört sie auch nach Jahrzehnten des Mitlebens noch nicht. Dennoch ist es, so jedenfalls scheint es, bis zum Ausbruch der Krankheit eine glückliche Ehe – und das trotz Kinderlosigkeit.

Kurz und genau beschreibt Thomas Hürlimann die schon damals – in der Mitte des 20. Jahrhunderts – einsetzende Landflucht, die Soziologen später auf das Stichwort der Urbanisierung bringen werden. Der magnetische Sog, der von den Städten ausgeht, saugt das ländliche Leben aus: »Längst waren viele von den Jüngeren aus Eutel fortgezogen, anderswo ließ sich das Leben leichter und schneller verdienen. Und die Alten, müde von der Ackerei an den steilen, kargen Hängen, verschwanden, Jahrgang um Jahrgang, im Friedhof unter der Erde« (93).⁵ Geschäfte schließen, verwiterte Werbetafeln bleiben zurück, Versuche, das Dorf touristisch attraktiver zu gestalten, sind von nur begrenztem Erfolg, auch die Primarschule steht vor dem Aus, der Bezirksrat hat

⁵ Auch in der Erzählung *Begegnung* spielt die Konstellation »Stadt – Land« eine Rolle. In einer Kellerkneipe wird der Protagonist, der aus dem Zentrum in die Peripherie herausgewandert ist, von einem Unbekannten angesprochen: »Wohl einer von den Alpenländischen, die es in die Großstadt getrieben hat. Einer, dem es in der fernen Heimat an Bewegung fehlt.« Thomas HÜRLIMANN, *Begegnung*, in: DERS., *Die Tessinerin* (s. Anm. 1), 5–16, hier 7.

die Schließung längst beschlossen, Reparaturen am Schulhaus werden nicht mehr ausgeführt, so dass der Lehrer längst weiß, dass auch seine Zeit bald abgelaufen ist. Es steht zur Debatte, ob der Keller des Schulkomplexes zu einem Atomschutzbunker umgebaut werden soll. Die Angst vor der kollektiven Vernichtung bestimmt zur Zeit des Wettrüstens zwischen West und Ost selbst das Denken und Fühlen von Menschen in ländlichen Regionen⁶. Die Neutralität der Schweiz bietet jedenfalls keine Sicherheit, dem atomaren Inferno zu entkommen, wenn es denn stattfindet.

Vom *moriendo* einer dem Untergang geweihten dörflichen Welt lenkt die Erzählung den Blick zurück auf die sich verschlimmernde Lage der Frau. Wie ein »gerupfter Vogel« steht sie nach schlaflosen Nächten vor ihrem Bett und schafft es nicht mehr bis zur Tür: »Süttig heiße Messer schabten, wetzten und schnitzten an ihren Knochen. Jetzt da der Schmerz auch das Rückgrat befallen hatte, war sie überzeugt, man präpariere ihr bei lebendigem Leibe das Skelett heraus. Sie betete zum Herrgott, er möge ihr helfen. Wenn der Lehrer mit dem Orgelspiel begänne, habe sie ganz bestimmt die Kraft, wieder abzuheulen. Lieberlieber Heiland, sagte sie. Da schrie sie auf, und sie hörte einen Schrei, der ihr Gebet unterbrach« (95). Die ganze Wucht des Schmerzes fährt dem Gebet jählings dazwischen und ringt es nieder. Aber gerade im Schrei gibt es eine verborgene Nähe zum Tod des »Heilands« auf Golgatha.

⁶ Vgl. Eva Horn, *Die Bombe*, in: DIES., *Zukunft als Katastrophe*, Frankfurt/M. 2014, 77–109.